

Doris Dörrie  
*Alles inklusive*  
*Roman*

Diogenes

Umschlagfoto:  
Copyright © Doris Dörrie  
Das Gedicht *Nicht müde werden*  
von Hilde Domin, das auf Seite 171  
zitiert wird, stammt aus: Hilde Domin,  
*Gesammelte Gedichte*, S. Fischer,  
Frankfurt a.M. 1987

*Für Patchicha,  
Lieselotte, Carlchen*

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2011  
Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
500/11/44/1  
ISBN 978 3 257 06781 1

## *Danke für Ihren Besuch*

Apple

Ich habe ein paar Dinge gesehen. Ich sollte am Pool bleiben mit dem fremden Jungen. Seinen Namen hatte mir meine Mutter vorher gesagt, aber ich hatte nicht zugehört. Jetzt traute ich mich nicht mehr, ihn danach zu fragen.

Apple, bleib doch am Pool, sagte meine Mutter. Wann hast du schon mal die Gelegenheit, in einem Pool zu schwimmen? Bleibt ihr beide hier und spielt ein bisschen. Karl zeigt mir kurz mal das Haus.

Sie hob ihre dicken Haare im Nacken an, wedelte sich darunter Luft zu und stöhnte über die Hitze. Die war jeden Tag dieselbe, und ich verstand nicht, warum sie sie auf einmal erwähnte.

Sie winkte mir noch einmal zu, was sie sonst auch nie tat, und ging mit Karl, dem Vater des Jungen, ins Haus. Ich hörte sie kichern, dann war es still.

Der fremde Junge zeigte mir den Unterschied zwischen seinem braunen Bauch und der weißen Haut unter seiner Badehose. Ich zeigte ihm meinen Unterschied, der besser war als seiner. Wenn ich mich nach vorn beugte, wurde mein Bauch schwarz, und die Haut unter meiner Bikinihose war so weiß wie die von Schneewittchen. Wir tranken pipigelbe, lauwarne Limo und schubsten uns abwechselnd in den Pool, und dann gab es plötzlich nichts mehr zu tun.

Der Hund, ein Irish Setter, war am Rand des Pools auf und ab gelaufen, jetzt gähnte er, rollte sich im Schatten zusammen, legte den Kopf auf seine Pfoten und schloss die Augen. Ich verstand ihn. Er wollte seine Ruhe haben, mit niemandem spielen, mit niemandem sprechen.

Der fremde Junge las ein Micky-Maus-Heft. Ich sah in den blauen Himmel, bis schwarze Flecken vor meinen Augen tanzten wie Mücken. Ich warf rote Bougainvillea-Blüten ins Wasser, und niemand sagte: Lass das. Ich ging ins Haus. Der Steinboden war angenehm kühl unter meinen Füßen, mein feuchter Bikini klebte an meiner Haut, und dann sah ich die nackten Beine meiner Mutter über der Sofalehne. Ich stand da, die Kälte schoss durch meine Fußsohlen hoch bis in meinen Bauch. Die Beine meiner Mutter zuckten und tanzten in der Luft, hinter der Lehne beugte sich der Vater des fremden Jungen tief über sie.

Spanische Stimmen riefen laut aus dem Fernseher. Es kümmerte die beiden nicht.

Der Hund kam ins Zimmer und stieß seine nasse Schnauze in meine Hand. Ich ging mit ihm zurück an den Pool und legte mich auf den heißen Beton, der meine Haut aufheizte, aber das kalte Gefühl im Bauch blieb. Der Hund legte sich neben mich und sah mich ruhig an.

Seine Augen glänzten braun wie Malzbonbons. Er sagte zu mir: Du hast nichts gesehen. Alles ist gut. Ich verliebte mich in diesen Hund. Meine Mutter mochte keine Hunde.

Meine Mutter war die Strandkönigin von Torremolinos. Ihr nackter Busen war der schönste von allen, das konnte jeder sehen. Er war kugelrund und fest, mit einem leichten

Schwuppdich nach oben. Ich betete, dass ich einen Busen bekäme wie sie, aber bisher war von vorne nichts zu sehen, nur von der Seite eine winzige Vorwölbung, und auch nur, wenn ich den Bauch einzog. Ich trug immer meinen Bikini, blau mit rot-weißen Streifen, ich war die Einzige, die nicht nackt war an unserem Strand. Auf der anderen Seite der Bucht sind die Spießer, sagte meine Mutter. Mit ihren bunten Badeanzügen lagen sie dort wie Smarties in der Sonne. Ich wäre gern dort auf der anderen Seite gewesen. Dort waren auch Karl und seine Frau, sein Sohn und der Hund. Meine Mutter hätte von mir aus den Vater und den Sohn haben können, wenn ich den Hund bekäme. Und meinetwegen auch die Frau. Sie war nett und trug einen schönen Badeanzug.

Vielleicht hatte meine Mutter ähnliche Träume. Vielleicht träumte auch sie manchmal von einem Haus mit richtigen Betten und kühlen, weißen, glattgebügelten Laken, von einem Badezimmer mit Klo und Dusche und Süßwasser, das aus allen Hähnen sprudelte.

Wir schliefen in stinkenden Schlafsäcken in einem Zelt unter Kiefernäbäumen, gleich hinter dem Strand. Die Kiefernadeln stachen in die FüÙe, und es roch nach verfaulten Bananen.

Ich war einsam, meine Mutter war einsam, und wir wussten es voneinander, das war das Schlimmste.

Unser Zelt war gelb, und wenn ich morgens vor meiner Mutter aufwachte und die Sonne schon am Himmel stand, waren wir beide gelb im Gesicht. Auf der Zeltwand bewegten sich die Schatten der Kiefernzweige im Wind. Die anderen Kinder saÙen in Ferienhäusern und durften Zeichen-

trickfilme im Fernsehen schauen. Meine Mutter schnarchte leise, und manchmal seufzte sie im Schlaf.

Wir waren hier nicht in den Ferien, sondern um Geld zu verdienen. Zu Hause, in Göttingen, arbeitete meine Mutter in einer Studentenkneipe und roch abends, wenn sie nach Hause kam, nach Bier und Toast Hawaii. Dort hatte sie gehört, man könne in Spanien im Sommer tonnenweise Geld mit Schmuck verdienen.

Ich half ihr, Perlenketten aufzuziehen, und klaute Gabeln aus Restaurants, die sie in den heißen Sand legte, bis sie ein wenig weich geworden waren, und dann mit einer Kneifzange zu Armreifen verbog. Das war ihre Erfindung, und im Sommer zuvor waren sie ein Riesenhit gewesen, aber dieses Jahr wollte sie bereits niemand mehr haben.

Deshalb durfte ich diesen Sommer in der Strandbar von Gustavo keine *bocadillos* mehr essen, die waren zu teuer. Wir kauften Brot und Wurst in einem Supermarkt, die Wurst färbte die Finger und das Brot orangerot. Gustavo gab mir ab und zu eine Limo umsonst und Kartoffelchips, dafür räumte ich die Tische ab und sammelte die zerknüllten Servietten aus dem Sand, auf denen in dünner blauer Schrift stand: *Gracias por su visita*. Danke für Ihren Besuch, so viel Spanisch hatte ich inzwischen aufgeschnappt.

Meine Mutter breitete jeden Tag ein Tuch für ihren Schmuck beim großen Felsen aus, in dessen Schatten ich am Nachmittag oft ein Nickerchen hielt. Auf der anderen Seite der Bucht gab es Sonnenschirme und Liegen. Meine Mutter war immer nackt bis auf die bunten Ketten, die sie um den Hals trug, und die vielen gebogenen Gabeln bis hinauf zum Oberarm.

Die Männer grüßten sie mit Küsschen, die Frauen über-  
sahen sie gern, strichen dafür mir durchs Haar und steckten  
mir alte, klebrige Bonbons zu. Wir blieben bis nach Son-  
nenuntergang am Strand. Kurz bevor die Sonne ins Meer  
tauchte – lange Zeit dachte ich, sie leuchte unter Wasser  
weiter und die Fische bekämen nachts Licht, so wie wir am  
Tag –, kamen Leute mit Bongotrommeln und Kisten voller  
Bier und trommelten, bis die Sonne verschwunden war und  
alle applaudierten, als habe die Sonne es wieder besonders  
gut gemacht. Die Frauen und meine Mutter tanzten, und ich  
bewachte den Schmuck, denn abends gab es manchmal  
noch ein ganz gutes Geschäft. Ich sah meine Mutter nicht  
gerne tanzen, sie wirkte dann so, als vergesse sie alles um  
sich herum, auch mich.

Nachts im Zelt weinte sie oft und versuchte, es vor mir  
zu verbergen, aber ich hörte es immer. In Spanien durfte ich  
nicht Mutti zu ihr sagen, sondern Ingrid. Als Ingrid fühlte  
sie sich nicht richtig an wie meine Mutter.

Am Wochenende fuhren wir auf einen staubigen Hippiemarkt  
und verbrachten dort den ganzen Tag in glühender Hitze  
auf unserer Decke. Es kamen Busladungen voller  
Touristen, die manchmal einen Gabelarmreif in die Hand  
nahmen, sich auf Deutsch nach dem Preis erkundigten. Wenn  
meine Mutter ihnen den Preis nannte, legten sie ihn meist  
wieder hin. Manche fragten mich, ob ich nicht in die Schule  
müsse und wann ich mir denn mal die Haare wüsche. An-  
dere fanden meine Rastalocken süß. Ich mochte sie nicht,  
meine Haare verfilzten im Meerwasser immer mehr, und  
ich hätte sie gern abgeschnitten, aber das erlaubte meine  
Mutter nicht. Manchmal schüttete ich mir heimlich teures

Mineralwasser aus der Flasche über die Haare, aber das half nur kurz. Ich sehnte mich nach Süßwasser so sehr wie nach meinen Freunden und kühlen Regentagen in Göttingen. Ich hasste die spanische Hitze, die mir morgens schon wie ein Hammer auf den Kopf schlug, wenn ich aus dem Zelt kroch, mir den ganzen Tag Durst machte, mir in die Augen stach, mich platt und müde und schwitzig werden ließ.

Ich versuchte, so viel wie möglich zu dösen, mich nach Hause zu träumen, zusammengerollt lag ich auf der Decke, inmitten des Schmucks meiner Mutter, wie ein Hundchen.

Apple, sagte meine Mutter, wach auf, und hilf mir zusammenräumen.

Sie zählte seufzend das wenige Geld, das sie eingenommen hatte. Und obwohl ich sehen konnte, dass sie müde, staubig und verschwitzt war und das alles nur tat, um uns beide durchzubringen, hasste ich sie, weil sie mir meinen deutschen Sommer wegnahm.

Zu Hause laufe ich barfuß am Morgen über die Wiese, da ist das Gras noch nass und kalt, die Nacktschnecken kommen langsam über die Wege gekrochen, und wenn ich sie mit dem Finger antitsche, ziehen sie erschrocken die Fühler ein. Ich klaube sie auf, sie fühlen sich feucht und glitschig an wie die eigene Zunge, wenn man versucht, sie sich aus dem Mund zu ziehen, nur kälter. Ich setze sie mir aufs Bein und warte, bis sie denken, dass die Luft rein ist, ihre Fühler nacheinander wieder ausfahren und weiterkriechen. Ihre Schleimspur trocknet silbrig in der Sonne und schimmert wie Schmuck auf meiner Haut. Hintereinander, in einer geraden Schlange wie brave Kindergartenkinder, ziehen sie mein Bein herauf,

man darf nicht schreien, nicht kichern, sie nicht abschütteln, sonst hat man verloren.

Im Blumengarten werfe ich mich ins Gras und schaue dem Klatschmohn von unten zu, wie er von fetten Hummeln besucht wird, die zitternd vor Gier in ihn hinabtauchen und seine roten Blütenblätter zum Beben bringen.

Die Hummeln sehen aus, als trügen sie ein Hummelkostüm wie zu Fasching, und ich stelle mir vor, dass sie es abends ausziehen und an den Nagel hängen, sich nackt, dünn und grau an einen winzigen Tisch setzen und Honig löffeln, bis sie nicht mehr können.

Ich gehe durch die Himbeerhecken wie durch einen hohen Wald, die Früchte hängen rechts und links von mir in Augenhöhe, ich stopfe sie in mich hinein und werde nicht satt. Man kann sie auf jeden Finger setzen wie kleine Hüte und sie nacheinander mit den Lippen abzupfen, manchmal windet sich eine kleine weiße Made im Inneren der Beere, ich esse sie ohne Abscheu mit und versuche, sie herauszuschmecken, aber Maden schmecken einfach nach gar nichts.

Ich bin so klein, dass ich im Himbeerwald verschwinde und niemand mich finden kann. Ich schlage mich hindurch wie ein Krieger durch den Dschungel, auf der anderen Seite wachsen die Stachelbeeren. Es gibt gelbe und schwarze, die schwarzen haben eine dickere Haut, und das Glück ist vollkommen, wenn man eine erwischt, die wirklich reif ist. Dann explodiert die Süße betörend im Mund. Die gelben haben einen weichen Pelz, den reibe ich an meiner Backe wie ein kleines Tier. Die Stachelbeerbüsche zerkratzen mir Arme und Beine, die Stacheln bleiben stecken im Fleisch, mutig muss ich sie herausziehen und bin danach ganz stolz.

Johannisbeeren sind immer ein wenig enttäuschend, weil sie nie süß sind und ihre Kerne bitter, aber man kann sie so schön vom Stengel abstreifen und die roten Beeren in der hohlen Hand tragen wie Glasperlenschmuck. Keine einzige darf man zerquetschen, man muss den Schatz nach Hause tragen, bis unter die Rotbuche, deren Äste bis zum Boden hängen und einen verbergen. Dort wohne ich, dort hause ich, jeden Tag wieder. Wenn es regnet, wird man hier nicht nass, wenn es dunkel wird, lasse ich alle nach mir rufen, bis sie aufgeben und ins Haus zurückgehen, dann bin ich beleidigt, dass sie nicht mehr weitersuchen, und komme heraus und trinke Himbeersirup in der großen Küche, deren Steinfußboden so kalt ist, dass einem die Füße weh tun.

Abends werden die Kühe von der Weide zurück in den Stall getrieben, ihre schwarzen Hufe sind zu klein für ihren Körper, wie zu enge Stöckelschuhe, vorsichtig tappen sie über den Asphalt, sie haben es nicht eilig, sehen sich neugierig um, stupsen mich mit ihren grauen, feuchten Mäulern an, schlecken meine Hand mit ihren kratzigen Zungen und atmen langsam aus, als würden sie seufzen. Mit beiden Füßen springe ich in einen frischen, warm dampfenden Kuhklack hinein und schaue zu, wie der grünbraune Brei zwischen den Zehen hervorquillt, dazu muss man schreien und kreischen, so laut man kann, dass sich die Kühe noch einmal nach einem umdrehen und milde lächeln über das große Sommerglück.